Letzte Unterredung
des unglücklichen Wassers
mit seinen beiden Söhnen.

Vernehmt, ihr jungen Leser, eine zwar sehr traurige, aber auch zugleich sehr lehrreiche Geschichte von einem Manne, den die Begierde sich zu rächen in das allergrößte Elend stürzte.

Er hieß Wasser, und war Prediger in der schweizerischen Stadt Zürich.

Schon in früher Jugend verrieth er einen ausserordentlich fähigen Kopf, der alles leicht begriff; auch große Lust zum Lernen bezeigte, und daher Hofnung machte, daß er einst ein recht nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden würde.

Aber er äusserte auch schon von früher Jugend an eine gefährliche Eigenschaft des Herzens, welche seine Eltern und Lehrer für sein künftiges Wohlergehen zittern machte.

Er ließ sich nämlich leicht zum Zorne reizen, und dann übergab er sich einer elenden Rachbegierde, die ihn antrieb, demjenigen, der ihn beleidigt hatte, wieder etwas Leides zuzufügen.

Vergebens stellte man ihm die gefährlichen Folgen dieser bösen Leidenschaft vor: sie hatte in seinem Herzen schon oft tiefe Wurzel geschlagen, daß es ihm zu schwer wurde, sie wieder auszurotten.

Er wuchs also mit dieser Schlange im Busen auf; wurde zwar ein gelehrter Mann, aber führte doch fast immer ein unruhiges und misvergnügtes Leben, weil er alle Augenblicke mit

jemanden Händel hatte, und dann auf Mittel und Wege sann, seine Rachbegierde zu befriedigen.

Er ward zum Prediger erwählt: aber auch als Geistlicher blieb er der unruhige Kopf, der er gewesen war.

Einst hatt' er sich, ich weiß nicht worin, gegen seine Obrigkeit vergangen; diese gab ihm darüber einen Verweis: aber Wasser, anstatt sich sein Vergehen reuen zu lassen, ward vielmehr noch aufgebachter gegen seine Obrigkeit, und vergieng sich gegen dieselbe durch ungebührliche Reden nur noch gröblicher.

Da fand denn die Obrigkeit für gut, ihn durch eine empfindlichere Strafe zur Erkenntniß seines Unrechts zu bringen und entsetzte ihn seines Amtes.

Nun gerieth sein Unwille vollends in Feuer und Flamme. Hatt' er vorher seinen Zorn blos durch bittre Worte zu befriedigen gesucht: so faßt' er jezt den unglücklichen Vorsatz, sich durch die That zu rächen.

Er entwandte, sagt man, (ich erzähle, was ich gehört habe; kann für die Wahrheit aber nicht stehen:) er entwandte also aus dem Archive *) eine Schrift, die, wenn sie bekannt wurde, seinem Vaterlande zum Schaden gereichen konnte.

Allein seine That ward entdeckt, noch ehe er die Schrift bekannt machen konnte; und die Obrigkeit ließ ihn ins Gefängniß werfen. Er suchte aus demselben zu entfliehen; aber der Anschlag mislang, und der Erfolg davon war, daß er in einen festern Kerker gesteckt, und in Ketten gelegt wurde.

---

*) So nennet man den Ort, wo diejenigen Schriften verwahrt werden, die den ganzen Staat betreffen.

Von diesem Augenblicke an stellt er sich seinen Tod als unvermeidlich vor, und machte sich darauf gefaßt.

Seine Richter versammelten sich; man untersuchte sein Verbrechen, und berathschlagte sich über die Strafe, die er verdient hätte. Ein und zwanzig Stimmen verurtheilten ihn zum Tode, achtzehn hingegen wollten ihn davon frei gesprochen wissen. Allein die meisten Stimmen galten.

Man hoffte indeß, daß er vielleicht noch begnadigt werden dürfte, wenn er sich nur bequemen wollte, seine Obrigkeit um Gnade zu bitten.

Aber er verwarf diese Zumuthung mit einer Hartnäckigkeit, die unbeweglich blieb.

Selbst seyn alter, ihm sonst so theurer Vater, ließ ihn bitten, daß er doch das Mitleid seiner Richter anflehen möchte.

Aber er ließ ihm antworten: er wollte alles, alles thun, was er ihm befehlen würde; nur dieses einzige könnte und dürfte er nicht. Wenn seine Thorheit oder Unglück (Verbrechen nannt ers niemals) den Tod verdient hätten, so sey es billig, daß er ihn dulde; und er habe sich darauf gefaßt gemacht.

Da der Tag seiner Hinrichtung herannahete, bat er sich die Erlaubniß aus, noch einmal mit seinem Vater und mit seinen Kindern reden zu dürfen.

Anfangs schlug man ihm diese Bitte ab, weil man besorgte, er möchte seinen Söhnen Haß gegen die Obrigkeit einflößen, und sie bewegen, einst seinen Tod an ihn zu rächen.

Allein darin irret man sich.

Endlich gab der Rath seine Einwilligung: aber der alte Vater fühlte sich nicht stark genug,

den Anblick seines unglücklichen Sohnes zu ertragen; er ließ sich also bei ihm entschuldigen.

Seine beiden Söhne hingegen, der Eine von 11, der Andere von 14 Jahren, wurden zu ihm geführt. Jener heißt Salomo, dieser Heinrich.

Der unglückliche Mann war seiner Banden so lange entlediget, und aus dem Kerker in ein artiges Zimmer gebracht, woselbst er in der Gesellschaft eines Geistlichen seine Söhne erwartete.

Ein anderer Geistliche führte jezt die beiden Söhne in das Zimmer. Sie traten herein mit einem Herzen, dessen Beklemmung Tod oder Verrückung drohete.

Gleich beim Eintritte empfing sie der Vater mit einem ruhigen und unerkünstelten Lächeln.

„Guten Abend, Heinrich, guten Abend, Salomo! Gelt, wir haben einander lange nicht gesehen? — Wie habt ihr indeß gelebt? Wohl und gesund, aber ein wenig traurig, wie mir diese beiden Herren sagen!“

„Nun, traurig müßt ihr nicht seyn. Ihr seht ja, daß es mir so ziemlich wohl geht. Dies ist ein artiges Zimmer fast so schön, wie unsre Stube; ich habe gut Essen und Trinken; diese beiden Herren und noch andre besuchen mich alle Tage; sie haben Liebe für mich.“

„Nicht wahr, ihr wollt nicht mehr traurig seyn? Ich habs ja besser, viel besser, als ihr glaubet!“

Die Knaben schluchzten, standen wie angedonnert, kämpften, rangen. Aber ihre Thränen flossen unaufhaltbar.

„Nun, nun, fuhr ihr Vater fort, es wird schon besser werden: kommt (indem er beide bei der Hand nahm) sezt euch zu mir her; wir wollen uns ein wenig unterreden.“

Sie sezten sich.

„Nun, Heinrich, wie gehts, was hast du gelernt, seitdem wir uns nicht gesehen haben? Und du, Salomo, wie weit hast's gebracht?“

Beide sagten's unter vielen Thränen. Er, immer noch heiter und ruhig, gab ihnen die beste Anweisung, wie und was sie lesen und studiren sollten, und schwatzte mit ihnen so lange, bis er sie etwas ruhig glaubte.

Dann hub er in einem etwas feierlichen Tone an:

Lieber Heinrich, lieber Salomo, es kann vielleicht noch lange, recht lange währen, bevor wir uns wieder sehen und sprechen; und da hab' ich eine Bitte an euch!“

„Nicht wahr, ihr wollt euren Vater nicht vergessen? — Zwar hab' ich euch viel Traurigkeit verursachet, und werde euch noch mehr verursachen; aber ihr fühlt doch, daß ich ein guter Vater gegen euch gewesen bin? Nicht wahr, ihr fühlt das, und vergesset mich nicht?“

Die Knaben schluchzten laut auf, weinten und umarmten ihn.

„Gut, meine Lieben; das wäre eins! Aber ich habe noch eine, noch zwei Bitten. Laß sehen, Heinrich, was glaubst du wohl, das für einen Menschen das Wichtigste sey für dieses und jenes Leben?“

Der Knabe konnte nicht antworten.

„Meinst du nicht, es sey, daß er Gott zum Freunde habe?“

„Ach ja! Sie habens uns immer gesagt!“

„Aber warum ist dies das Wichtigste?“

— Wieder Stillschweigen.

„Nicht wahr, weil Gott alles macht, alles leitet; weil wir unser Glück von ihm allein erhalten müssen?“

„Aber, Heinrich, wie müßt ihrs denn machen, daß Gott euer Freund sey und bleibe? Weißt du das?“

„Ach, Papa, wir müssen thun, was er uns befohlen hat, was im Evangelium vorgeschrieben ist!“

„Hörst's, Salomo? und du, Heinrich, vergiß es auch nie. Versprecht mir beide, daß ihr im Evangelium fleißig lesen, und über das Gelesene nachdenken und darnach leben wollt!“

Sie versprachens,

„Liebe Kinder, das ist das Wichtigste! Euer Vater bittet euch darum, es nie, nie zu vergessen.“

„Seht, ich rede aus der Erfahrung: wenn ichs auch nie vergessen hätte, so wär' ich stäts bei euch zu Hause geblieben, und so würdet ihr mich nicht verlieren. Aber beruhiget euch; wenn ihr euer Versprechen haltet: so wird Gott euer Vater seyn, und von ihm wißt ihr ja, daß er mehr für euch thun kann, als kein Mensch auf der Welt.“

„Glaubet mir, es ist eine gar schöne Sache, Gott zum Vater zu haben; und nicht wahr, liebe, liebe Kinder, ihr würdet mir gern einen Gefallen thun, wenn ihr könntet?“ —

Ihre Thränen stürzten, sie sanken zu seinen Füssen. — „Ach! für Sie sterben!“ schluchzte der Aeltere.

„Wir wollen nicht vom Sterben reden, lieber Heinrich; aber den Gefallen erwarte ich von euch, daß ihr nichts, nichts von dem vergesset, was ich jetzt sage und ihr versprechet.“

„Apropos, Salomo; nicht wahr, du erinnerst dich noch der Ohrfeigen, die ich dir manchmal gegeben habe, wenn du unartig warest, und nicht thun wolltest, was ich dir befahl? Da hast du nun wohl zuweilen gedacht, ich wär'

ein böser Vater? Aber, nein, ich meink' es gut mit dir, es geschah zu deinem Besten, und du wirst's noch wohl einsehen lernen! Hör mir jetzt aufmerksam zu, und du auch, Heinrich: was ich jetzt sagen werde, ist gleichfalls für euch beide wichtig, so wichtig, daß ihrs nie, nie vergessen müßt."

„Die Stadt Zürich ist wie eine Familie; die Obrigkeit, unsre gnädige Herren, sind die Väter, wir Andern sind die Kinder."

„Wenn nun ein Kind nicht recht thut, mürrisch ist, schimpft, die Andern unnöthiger Weise plagt; was macht der Vater? Gelt, Salomo, er warnt das Kind, weiset es zurecht, giebt ihm Vermahnungen und Lehren; hilft das nicht, so giebt er ihm eine Ohrfeige."

Läßts auch dann noch nicht von seinen Unarten ab; murrt es sogar über den Vater, oder beschuldiget es ihn der Ungerechtigkeit: so sperrt er das ungehorsame Kind ein, wie ichs etwa auch mit dir gemacht habe."

„Ach, lieber, lieber Papa! winselte der Kleine; verzeihen Sie —"

„Sey ruhig, Salomo; ich sage das nicht, um dich zu kränken; du hattest dich gebessert, du warst ein gutes Kind geworden, und Gottes Segen wird dich begleiten, und hier hast du einen Kuß meiner Liebe!"

„Aber ich, Salomo, ich war ein solches ungehorsames Kind gegen unsre Obrigkeit. Ich war mürrisch, plagte die Andern, schimpfte und schmähte. Man wollte mich zurecht weisen; ich hörte nichts an; ich fuhr in meinen Unarten fort."

„Unser Vater, die Obrigkeit, glaubte, ich verdiene eine Ohrfeige, und gab sie mir: aber das besserte mich nicht; ich schimpfte vielmehr auf den Vater, suchte ihn zu beleidigen, zu

kränken, und du begreifst wohl, das konnte der Vater nicht leiden, und sperrte mich ein, und eben darum habt ihr mich so lange nicht gesehn."

„Gelt, Heinrich und Salomo, ihr habts oft selbst gehört, daß ich zu Hause über die Obrigkeit, die doch unser Vater ist, geschimpft und geseufzt habe?"

„Das war nicht recht; das müßt ihr vergessen, auf ewig vergessen! Nicht wahr, ihr thuts? Ihr versprecht mir, zu vergessen, daß ich unartig war? Ich möchte gern, wenn ich euch nicht mehr sehe, den Trost haben, daß ihr an mich nur wie an einen guten Vater denkt."

Sie versprachens mit einem Eide.

„Und denn, liebe Knaben, horchet nicht auf andre Leute! Sie mögen sagen, was sie wollen, so erinnert euch nur dessen, was ich jetzt sage!"

Denket, daß ich die Ohrfeige und das Einsperren wohl könne verdient haben! Sehet eure Obrigkeit als euren Vater an, und vergesset nie, daß ihr derselben eben das schuldig seyd, was ich von euch foderte — Liebe, Gehorsam, Ehrfurcht und Vertrauen. Sie kann fehlen, aber sie meints doch nicht böse."

„Und nun, liebe Kinder, müßt ihr mir noch einmal die Hand darauf geben, daß ihr von allen, was ich euch gesagt habe, nichts vergessen wollt. Aber besinnet euch erst recht: ihr versprachet mir es vor Gott, und der läßt, wie ichs euch oft sagte, seiner nicht spotten."

Das Gelübde wurde von den Thränen der Söhne und des Vaters vor Gott besiegelt.

„Noch eins! Du, Heinrich, wirst zu deinem Großvater kommen, das ist ein alter, braver, frommer Mann; was er dir sagt, das thue, es wird dein Glück seyn."

„Du weißt, lieber, lieber Heinrich, daß ich dich aufrichtig und zärtlich liebe; ich weiß auch, daß du mich liebst: um dieser Liebe willen sey gehorsam und ehrerbietig gegen ihn.“

„Wenn ihm etwas Vergnügen macht, so verrichte es mit Freuden, suche seinen Befehlen zuvorzukommen, und seine Wünsche zu errathen: und wenn er dann mit dir zufrieden ist, so sage ihm, das habe dir dein unglücklicher Vater in der letzten Unterredung anbefohlen, und ich werde dich im Himmel noch dafür segnen.“

„Sag' ihm, daß ich wünsche und bitte, er möchte dich der Beckerei widmen: machst du dich seiner Liebe würdig, so wird ers thun, und dann widme dich deinem Berufe. Suche nicht höher zu steigen, so wirst du glücklich seyn.“

„Und du, mein Salomo, du bleibst bei deiner Mama! Wenn du zu Hause kömmst, so tröste sie; sag ihr, ich sey ganz wohl und ruhig, auch sie sollte ruhig seyn.“

„Sey gehorsam und ehrerbietig; thue alles, was sie fodert und wünscht; das ist deine Pflicht und mein Befehl, der letzte, lieber Salomo, den dir dein Vater giebt: denn was ich jetzt sagen will, ist nur eine Bitte.“

„Du willst Theologie studiren; wenn du nicht eine unüberwindliche Neigung dazu hast, so laß es lieber bleiben. Es ist ein gefährlicher Beruf! mich hat er unglücklich gemacht. Sags deiner Mama; küsse sie in meinem Namen, und gedenke meiner in Liebe!“

Und nun, meine Lieben, Lieben, (beide umarmend) Nun ist's Zeit! Mich hats gefreut, euch noch einmal zu sehen! Ich geb' euch (beide küssend) meinen letzten väterlichen Segen. Gott sey euer Vater, euer Stütze, eure Trost! Man-

delt in seinen Wegen, so wird seine Vaterhand euch weislich und gnädig führen."

„Denket meiner in eurem Gebeth; ich werde eurer in der Ewigkeit gedenken, und wills Gott! sehen wir uns dort alle wieder!"

Die Knaben waren wie an den Vater angeklammert; sie weinten nicht, sie schluchzten, bebten, hatten Verzuckungen, und wurden halbtodt weggebracht. Er lächelte unter seinen Thränen, und faßte sich bald wieder.

Von der Zeit an war er zur Bewunderung ruhig und gelassen. Als ihm der Tag seines Urtheils und der vermuthlichste Inhalt desselben bekannt gemacht wurde: so veränderte er nicht einmal die Farbe, und fuhr ruhig in der schon angefangenen Unterredung fort.

Als ihm das Urtheil selbst im Gefängniß eröfnet, und er befragt wurde: ob ihm nicht vor dem Hingang schauerte? so antwortete er: „schauern? Mich wahrhaftig nicht. Ich habe alles durchgedacht, die ganze Scene mir vorgestellt, und während meines Gefängnisses bin ich wohl zwölfmal wachend und träumend enthauptet worden, ohne mich zu entsetzen. Für mich ists gut, daß ich sterbe. *) Seyn sie ruhig, es wird gewiß gut gehn!"

Die letzten Stunden über war Lavater bei ihm. Lavater bebte, und Wasser war so ruhig, so fest, daß nicht einmal das volle Glas in seiner Hand schwankte.

Gegen 12 Uhr begehrte er zu speisen, und aß und trank, wie gewöhnlich, ohne weder langsamer, noch geschwinder zu käuen.

---

*) Er fühlte vermuthlich, daß er zu lange gewartet habe, seine Leidenschaften zu bekämpfen; und verzweifelte daran, sich nun noch bessern zu können.

Nach ein Uhr wurde er vor das Rathhaus geführt; der Weg gieng bei seines Vaters Wohnung vorbei, und er stand still.

„Hier, sprach er nach einer kurzen Pause,„ wohnt ein sehr braver Mann. Ich hab' ihm unaussprechlich viel zu verdanken, und nun so vergolten! Gott segne ihn, und belohne ihn!"

Weiter hin blickte er auf ein Haus, dessen Fenster von Leuten vollgepfropft waren, welches desto mehr auffiel, weil sich in allen übrigen Häusern beinahe kein Mensch sehen ließ.

„Daß die guten Leute so weinen mögen, dauert mich, sprach er ruhig; wenn nur keiner herunter stürzt."

Vor dem Rathhause wollte er sein Urtheil selbst anhören; die Geistlichen widerriethen es ihm, er aber antwortete:

„Es ist meine Obrigkeit, die mit mir redet; ich bin es ihr schuldig, daß ich ihren Entschluß abhöre."

Da er aber vor dem Gedränge nichts verstehen konnte, wandte er sich wieder zu den Geistlichen, und bat, daß sie in ihrem Gebethe fortfahren möchten.

Durch die Stadt gieng und blickte er, wie ein Mann, der der Erfüllung eines angenehmen Wunsches entgegeneilt, der sich aber vor den Leuten zu laufen schämt.

Unter dem Thore betete er den 88. Psalm, den er jedoch auf seine Umstände abgeändert hatte.

Auf dem Rabensteine redete er noch mit dem Scharfrichter; fragte, ob er recht und ihm bequem säße, und als dieser mit ja antwortete: so betete er mit lauter und fester Stimme:

„Dir, o Gott, der du mich als Vater geleitet, durch Christum meiner Erlösung mich ver-

sichert, und durch deinen Geist zu guten Gesinnungen erweckt hast, dir empfehle ich meinen Geist!"

Und da lag der Kopf, den auch die Henkersknechte nicht ohne Thränen hinlegten.

Größtentheils aus den
Ephemeriden der Menschheit.

Aus

Leonhard und Gertrud,

einem Buche für das Volk.

(Etwas abgeändert.)

Zieht den Hut ab, Kinder! und faltet die Hände! — — Es folgt ein Todbett —

Rudi war bei seinen vier Kindern. Seine Frau war ihm vor drey Monaten gestorben. Seine Mutter lag sterbend auf einem Strohsacke, — sagte aber zu Rudi: such doch zu Mittag etwas Laub in meine Decke — mich friert. —

O Mutter! ich will gern izt gehen, sobald das Feuer im Ofen verlöscht seyn wird, sagte Rudi. —

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi — hast du auch noch Holz? Du kannst izt nicht mehr in den Wald, von mir und den Kindern weg — o Rudi, auch ich bin dir zur Last —

Rudi. O Mutter, Mutter! sag doch das nicht — du bist mir nicht zur Last — mein Gott! mein Gott! Könnte ich dir nur auch das, was du nöthig hast, geben. — Dich dürstet, dich hungert und friert! und klagst nicht! das geht mir ans Herz, Mutter!

Mut-